

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 11

Artikel: Alcide war doch ihr Bruder
Autor: Vuilleumier, John F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bei uns kein Lagerhaus, keine Zuchtanstalt damit liebevoll befasst, so dass Sie sich diese Frucht meist von auswärts verschreiben müssen.

Und mit dem Salat ist es so: Zuerst ist er rar und teuer — da können Sie, unter Zuhilfenahme eines Kastens, durchaus lukrativ arbeiten. Dann wird er Ihnen wochenlang nachgeschmissen — in dieser Zeit können Sie von Eigenbau absehen. Aber dann im Sommer gibt's plötzlich keinen mehr, obwohl es heutzutage für jede Jahreszeit Züchtungen gibt, die nicht schiessen und nicht hart werden. Da sind Sie wieder fein heraus, wenn Sie sich die geeigneten Setzlinge herangezogen haben; zu kaufen gibt es die nicht.

Wenn ich Ihnen jetzt noch einen Wink über den Gartenzaun gebe, der sich zunächst anhört wie eine bloss literarische Floskel, dann glauben Sie mir, dass auch diese grundsätzliche Empfehlung von einschneidender praktischer Bedeutung ist. Diese Empfehlung, die auch in keinem Gartenbuch steht, lautet: Lernen Sie sich Ihres Gartens freuen!

«Ja, freuen wir Gartenliebhaber uns denn etwa nicht?» werden Sie sagen. Nicht in der Weise, wie es sein sollte, behaupte ich. Wenn ich an all die eifrigen Gärtner und Gärtnerinnen denke, die ich kenne, dann freuen sich diese zwar, wenn man kommt und ihren Garten bewundert, sie freuen sich aus Stolz vor anderen, aber für sich selber haben sie gar keine Zeit zum Freuen, weil sie ja unaufhörlich mit ihrem Garten soviel zu tun haben, dass sie jeden Abend ganz erschöpft ins Bett sinken und nie zum inneren Genuss ihres Gartens kommen. Für viele bedeutet Garten gewissermassen Gymnastik, und insofern ist Garten ein gesunder Sport. Aber was der Garten vor allem geben soll, und was er uns auch geben will, weswegen er sich unserer Planerei ja beständig zu entziehen sucht, das ist die Freude der Besinnung, die innere Kraft und Ruhe. Die Rastlosigkeit des Tuns ist ja schon in unseren Berufen das Uebel, sie höhlt uns aus. Warum brechen viele Menschen denn zusammen, wenn man ihnen ihre Tätigkeit nimmt, sei es durch Krankheit, sei es durch Schicksalsschläge? Weil sie eben durch diese äussere Tätigkeit innerlich leer und hohl geworden sind.

Und dagegen kann uns unser Garten schützen, wenn wir lernen, uns seiner zu freuen, ohne beständig herumzuwursteln. Wenn wir ihn in uns eingehen lassen, statt unaufhörlich auf ihn loszuhacken.

Da habe ich, als noch Schnee lag und die ersten Sonnenstunden kamen, so einen irregeleiteten

Gartenfreund beobachtet, wie er sich's sauer werden liess, den Schnee mit dem Besen von den Gemüsebeeten zu kehren, damit sein Feldsalat wieder Sonne bekäme. Im Nachbarhaus war auch so ein irregeleitetes Menschenkind auf einem anderen Gebiet tätig: das stöberte bereits. Und da es natürlich schnell wieder kalt wurde, hatte es die Familie mit dieser vorzeitigen Stöberei entsetzlich ungemütlich. Glauben Sie nicht, dass es auch dem Feldsalat sehr ungemütlich war?

Warten wir doch ab, was uns die Natur sagen will, und freuen wir uns, wie die Blätterknospen an den Bäumen prall werden und wie sich da und dort die Erde ganz von selber hebt, ohne dass wir nun gleich nachbuddeln. Im Frühling muss man horchen, nicht Lärm machen, und im Sommer muss man träumen können, nicht schon wieder vor Lücken Angst haben und ähnliche Herbstzustände produzieren. Ein wahrer Gärtner ruht dankerfüllt in der Zeit — das zuerst, denn er weiss, dass ihm bei aller Vorsorge die Zukunft nicht gehört.

Und wer immer nur vorausdenkt und vorausschafft, verliert das Beste im Leben wie im Garten: den Genuss des Daseindürfens.

Der Garten ist gar nicht der Tyrann, zu dem ihn gewisse Bücher machen. Wenn er merkt, dass er Ihr Herz gewonnen hat, tut er Ihnen viel mehr zuliebe als aller Ihrer Arbeit.

John F. Vuilleumier

A L C I D E W A R D O C H I H R B R U D E R

Er stand in der Türnische seines grossen Hauses am Berghang und schaute über das winterliche Jurahochtal hinaus. Man sah noch gar nichts vom Frühling, obwohl Lichtmess längst vorbei war. Er war verärgert, wie er jeden Winter verärgert war. War er je im Sommer etwa weniger sauer? Man hätte im Dorf bei dieser Frage die Achsel gezuckt und den Kopf geschüttelt. Cousin Alcide

— wie man ihn nannte, war lange Zeit der unangefochtene Herr im Dorf gewesen. Er war reich, besass ein halbes Dutzend Bauernhöfe auf dem Berg und seine Pächter dazu und kostbares Waldland am Talende.

Als es schon dämmerte, meldete die magere Magd Cousin Alcide einen Besuch an. Er runzelte die Stirn, er erkannte in der dunklen Stube die Frauengestalt nicht gleich, bis er das Licht andrehte, das unter dem altmodischen grünen Schirm etwas Helle verteilte. — «Du bist's? Berthe ...?» — «Ja, ich, Alcide ...» — Es war lange still, bis er die Frau sich setzen hiess, «wenn du es nicht eilig hast.» — «Ich habe es nicht eilig.» — «Hast es in all den Jahren nicht eilig gehabt, dich um deinen Bruder zu kümmern. Wo haust du jetzt?» — «In Marseille ...» — «In Marseille ... so in Marseille ...? Siehst nicht aus, als ob es dir gut ginge. Es geht eben wie es gehen musste. Zuerst Besançon, dann Paris, das lustige Leben ... und nun Marseille. Immer noch das lustige Leben wahrscheinlich ...» — «Weisst du noch, Alcide, vor fünfzig Jahren, an einem gleichen Wintertage», sagte die Frau, ohne auf ihn zu hören. «Du brachtest einen toten Spatz heim und du warst entrüstet: c'est mal fait, dass das Tierchen erfrieren musste, hast du protestiert.» — «Erzähl keine Märchen», unterbrach sie Alcide, «... Ich war nie so dumm ...» Die Frau schwieg. Dann: «Du hast es vergessen, wie so vieles ...» Er verstand sie nicht. Er war mit den eigenen Gedanken beschäftigt: «Es war kein gutes Jahr, Berthe, und wenn du geglaubt hast, bei mir ... ich meine ... ich bin selber knapp mit Geld ... und überhaupt ...»

Die Frau sagte nichts. Gewiss, sie war in der Hoffnung hierher gekommen, bei Alcide eine so dringend wichtige kleine Hilfe zu finden. Er war ja ihr einziger Bruder und war wohlhabend und sie war arm, bitter arm, und wenn sie auch in all den Jahren nichts von einander gehört hatten, die Frau hatte wohl gewusst, warum sie nichts von sich hören liess. Für sie war ab und zu das Bild aus heiteren Kinderjahren aufgestiegen, die sie hier im herben Hochtal verlebte, und die Erinnerung an Alcide, wie er damals gewesen, und das hatte ihr schliesslich Mut gegeben. Nun sagte sie nichts mehr. Es musste auch ohne Alcide gehen. Sie sass schweigend da. Ob er ihr etwas anbieten würde, eine Tasse Kaffee, ein Glas Rotwein? Wie man das hier sonst tut? Er spürte nur, dass er ihr etwas sagen sollte. Er dachte nicht daran, ihr

etwas anzubieten. Aber ihr etwas sagen, das musste er einfach. Sie hatte ihr Leben unbekümmert um ihn und unbekümmert um das, was man daheim für gut hält, gelebt. Es war nicht seine Schuld, dass es ihr heute, wie jeder sehen konnte, schlecht ging. Sie hatte schliesslich, was sie verdiente. Und mit Kindermärchen, die sie ihm aufstischen wollte, erreichte sie bei ihm sowieso nichts. Ganz langsam, Wort für Wort: «Wenn wir es eben besser zu wissen meinen als der Herrgott, dann muss es schief herauskommen, dann tun wir gut daran, wenn wir die Strafe auf uns nehmen und uns Tag und Nacht zerquälen und büssen, büssen, Berthe, bereuen, Berthe ... Immer wieder bereuen ...»

Die Frau hob ihren Kopf in einer raschen, stolzen Gebärde: «Lass das meine Angelegenheit sein, Alcide ... Ich las bei einem Engländer in einem Roman» — «Liesest immer noch deine dummen Romane? ...» unterbrach er sie. Aber sie achtete nicht auf ihn: «Eine Uebersetzung natürlich. Ich las etwas, das ungefähr so hiess: Wenn du gesündigt hast, so suche das Schlechte zu bessern, so gut du kannst, und gib dir Mühe, nicht wieder den gleichen Fehler zu begehen. Auf keinen Fall nintersinne dich wegen deiner Fehler. Sich ununterbrochen im Schmutz herumwälzen, ist nicht die beste Art, sauber zu werden ... So oder ähnlich mag es geheissen haben. Ich kann die Worte nicht mehr auswendig. Ich habe ihren Sinn dennoch behalten und ich weiss, dass der Mann recht hatte.» — «Du wusstest alles immer besser als die andern», knurrte Alcide, und nach einer Weile, «was gibt es sonst noch?» — «Nichts», sagte die Frau. Dann schwiegen sie beide. Wenn du nichts zu sagen hast, so kannst du jetzt wieder gehen, dachte Alcide. Er sagte das nicht laut. Aber er wiederholte den Gedanken für sich, als möchte er ihn Berthe irgendwie einhämmern, bis sie ihn selber merkte. Er war gewohnt, am Abend nicht viel zu essen, und das weichgesottene Ei und das Stückchen Käse konnte er nicht gut auch noch mit Berthe teilen.

So sassen sie beide stumm einander gegenüber, bis die Frau den Schal über ihren Schultern zusammenzog: «Bevor es zu spät für den letzten Zug wird ...» meinte sie und erhob sich. Auch Alcide hatte sich erhoben: «Könntest in Zukunft früher etwas von dir hören lassen», sagte er, als er ihr die Hand ohne einen Druck reichte, eine knochige, verrunzelte, kalte, geizige Hand. — «In Zukunft ...» nickte Berthe und ging. Cousin Alcide hörte, wie draussen die Türe ins Schloss fiel. Es

war Nacht über dem Tal, sternenlose, dunkle Winternacht. Die Zeit reichte Berthe lange bis zum kleinen Bahnhof, überlegte Cousin Alcide. Dann rief er der magern Magd, sie solle endlich das weichgekochte Ei bringen, nicht mehr als drei Minuten, *nom de nom* ... Cousin Alcide hasste ein weichgesottenes Ei, in dem der Dotter schon fest zu werden begann, und die lausige, alte Josephine hatte heute noch keinen Sinn für das, was dem Patron im Haus auf die Nacht allein wohl bekommt ...

Konrad Seiffert

NEUE DÖRFER IM BUSCH?

Monsieur Maurice Boucheau, Chef de la Subdivision, sass auf der Veranda des Stationshauses. Er trank. Er brütete vor sich hin. Er war schlechter Laune. Er war unzufrieden mit sich, mit dem Leben, mit allem und allen.

Nein, aus der Welt konnte er diese Tatsachen nicht schaffen: die Zahl der Eingeborenen in seinem Bezirk wurde immer kleiner; der Steuerertrag verringerte sich; nur wenige der zum Wegbau angeforderten jungen Männer hatten gestellt werden können; es gab nur noch ein paar kümmerliche Dörfer; es gab Dörfer, die so gut wie verlassen waren; es gab gänzlich leerstehende Dörfer.

Tagelang dachte Boucheau darüber nach, was zu geschehen hatte. Er stand ganz allein. Er bekam keine Hilfe vom Gouvernement, keinen Rat. Er lachte: Rat! Die Herren da oben wussten noch weniger als er! In seiner Hilflosigkeit tat er dann, was er schon so oft getan hatte: er entschloss sich zu einer Kontrollreise kreuz und quer durch seinen Bezirk, von einem Dorf zum andern, von einem Rasthaus zum andern. Er wollte einmal energisch durchgreifen. Er hatte die besten Absichten.

Mit einem Teil seiner bewaffneten Macht brach Boucheau auf. Er sass, lehnte, lag wie immer im

Stuhl, der von vier kräftigen Männern getragen wurde. Dieser Stuhl hatte ein Dach und Vorhänge gegen die Glut der Sonne.

Sehr bequem war es nicht, in solchem Stuhl zu reisen. Das Rütteln, das Schwanken, das unablässige Schaukeln und die Hitze sorgten aber dafür, dass Boucheau einschlief. Natürlich schlief er schlecht.

Seine Leute wussten, was sie zu tun hatten, sie trabten vor und hinter dem Stuhl her, die schmalen, gewundenen Negerpfade entlang. Im nächsten Dorf setzten die Träger den Stuhl vorsichtig auf die Erde, und Boucheau erwachte. Der Dorfhäuptling war da, ein altes, zahnloses Männchen, ein paar vertrocknete Greise kamen, eine Schar entsetzlich aussehender Weiber tauchte auf, einige kranke Kinder schleppten sich herbei.

Die Begrüssung war von beiden Seiten aus recht frostig. Boucheau stellte die üblichen Fragen. Er bekam die erwarteten Antworten. «Die jungen Männer und die jungen Frauen sind weggegangen, niemand weiss, wohin, vielleicht sind sie gestorben, sicher, sie sind alle tot!» Das plapperte der Häuptling vor sich hin, er schloss die Augen und rieb sich seinen faltigen Bauch.

Durch ein paar Querfragen, die, wie Boucheau meinte, besonders geschickt waren, erfuhr er auch nicht mehr. Dieses Dorf war dabei, zu sterben. Hier gab es keine Steuern. Hier gab es auch keine Arbeiter. Nein, hier war nichts zu machen.

Im nächsten Dorf sah es nicht viel anders aus. Im übernächsten bot sich Boucheau das gleiche Bild. Der ganze Bezirk starb aus, ohne dass sein Chef, der einsame Weisse, etwas dagegen tun konnte.

Boucheau wurde immer müder und immer mutloser. Manchmal stand ein Bild gross in seinen Träumen: ein rosenumranktes Haus in der Picardie, eine Frau mit braunen Augen und heller Haut, zwei Kinder, François und Marianne —, und dann, zuweilen, Paris, la ville lumière! Ach, wie fern! Aber wie gross! Wie gross!

Boucheau, der Chef, wurde weitergetragen, weitergeschleppt. Der Harmattan wehte, der fressende, dörrende, sengende Wind aus der Sahara, der langsam, aber stetig das Land im Nigerbogen und am Tschadsee und weit darüber hinaus in Wüste, in Einöde verwandeln wird, wenn man kein Mittel findet, das ihm Halt gebietet.

Ungeheuer ist die Glut des Harmattan. Ungeheuer sind die Sand- und Staubmassen, die er heranträgt, die alles bedecken, die das Wasser be-